

und symbolisch einsetzte, geradezu zum Signum von Mies wurde, sondern aus der konstruktiven Analyse des IIT Minerals and Metals Research Building von 1942/43 und der IIT Alumni Memorial Hall von 1945/46 zeigt sich, wie Mies die deutsche Industriebau-tradition aufgibt und zu einer Konstruktionsform findet, in der das Konzept des berühmten Chicago steel frame weiterentwickelt ist und die eine Richtung in seiner weiteren Architektur bestimmt. Als weiteres, vollständig neues Element erscheint ab Mitte der 40er Jahre der Fachwerkrahmträger in Mies' Entwürfen, dessen räumliche Möglich-keiten er in verschiedene Richtungen verfolgt (Convention Hall, Crown Hall), die er in der Nationalgalerie wieder zu einer Synthese mit neuer räumlicher Qualität führt. Eine einzige Analyse bei Frampton und Otto ergibt mehr an Erkenntnis zu Mies' Architektur als die ganzen Fabrikationen bei Neumeyer. Es bleibt zu hoffen, daß Mies eines Tages eine umfassende Würdigung auf dem besonders von Frampton vorgegebenen Niveau erhält.

Winfried Nerdinger

Rezensionen

THOMAS ZAUNSCHIRM: *Die demolierte Gegenwart. Mozarts Wohnhaus und die Salzburger Denkmalpflege*. Klagenfurt, Ritter Verlag o. J (1987)

Zu besprechen ist eine Streitschrift, die in einen lokalen Konflikt eingreift: das Für und Wider der „Rekonstruktion“ von Mozarts Wohnhaus am Makartplatz in Salzburg. Eine Hälfte des Gebäudes wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört und 1952 nach langen Diskussionen durch einen mehrgeschossigen Neubau ersetzt, den man jetzt gerne abbrechen möchte, um den stehengebliebenen Teil des zweigeschossigen Barockhauses in möglichst genauer Anlehnung an den in Verlust geratenen zu ergänzen. Damit hofft man, der Erinnerung an Mozart und darüber hinaus der geschichtlichen Bedeutung Salz-burgs, nicht zuletzt wohl auch der touristischen Attraktivität der Stadt einen Dienst zu erweisen.

Z., Kunsthistoriker an der Universität Salzburg, hatte im Januar 1987 in einem Leser-brief recht drastisch Sinn, ja Zulässigkeit eines solchen Vorhabens in Frage gestellt („Wer einen zeitgenössischen Wein für einen edlen Mozarttropfen des 18. Jahrhunderts verkaufen will, betrügt“ — S. 135). Wie zu erwarten, stieß er auf überwiegend empörte Verständnislosigkeit.

Z. entschloß sich zu seiner Schrift, um das Problem vom Grundsätzlichen her zu erör-tern, zumal „die zuständigen Politiker, die Betreiber des Projekts und Befürworter je-weils nur bestimmte Aspekte zu verteidigen suchen!“ (S. 9). Dabei ergriff er die Ge-legenheit zu einem Rundumschlag gegen populäre Tendenzen im Umgang mit der bau-lichen Überlieferung in Salzburg und darüber hinaus, die er die Stadtbildpflege-Gesinnung nennt und später, polemisch zugespitzt, den Weg in die „postmoderne Leder-hose“, den eine neue Heimatpflege-Gesinnung einschlage.

Dieser österreichische Weg hat seit langem seine Parallelen bei uns. In der Öffent-lichkeit — erstaunlicherweise auch von Z. — wird er gerne als Denkmalpflege mißverstan-den. In dem Maße, wie das Fortschrittsmodell der Moderne in Verruf geriet — nicht

nur in seinen ästhetischen Aspekten, sondern ebenso in seinen sozialen, ökologischen, wirtschaftlichen und politischen, hat sich bekanntlich das öffentliche Interesse der Vergangenheit zugewandt und damit der Denkmalpflege Rückenwind gegeben. Doch bedeutet das nicht auch Verständnis. Das hat die Denkmalpflege vielleicht zu lange übersehen, weil sie darauf bedacht war, die neue Konjunktur der Vergangenheit zu nutzen.

Mittlerweile scheint man Zukunft antizipierendem, utopischem Denken überhaupt abgeneigt, denn die Zukunft, die die Moderne eröffnete, hat sich apokalyptisch verfinstert. Man wendet ihr den Rücken, begnügt sich mit pragmatischer Alltagsbewältigung und sucht Ablenkung und Trost in gefälligen Vergangenheitsbildern, die man sich am liebsten selber zusammenstellt. Euphemistisch wird von der „kulturellen und moralischen Wende“ gesprochen. Z. übersetzt diesen Begriff ironisch als „Waldheimat-Syndrom“ ins Österreichische.

Die „demolierte Gegenwart“ als Folge dieses Syndroms ist das, wovor die Streitschrift warnen will. Ihr Titel bezieht sich auf Hans Sedlmayrs berühmten Aufruf zur Rettung Salzburgs von 1965, der den Untertitel trug: „Die demolierte Schönheit“. Damit signalisiert Z. eine andere Position. Kämpfte S. gegen den Vandalismus modernistischer Zerstörung der historischen Stadtbildschönheit Salzburgs, so kämpft Z. gegen deren Auszehrung als Folge der gut gemeinten Maßnahmen, die S. in die Wege geleitet hatte. Bereits 1966 hatte Friedrich Achleitner gewarnt: „... und ehe man es merkt, könnte Salzburg eine schlechte Kopie seiner eigenen Schönheit sein.“ Diesen Satz nimmt Z. als Motto. Was er damit aufgreift, ist die Problematik der denkmalpflegerischen Umsetzung des Ensemble-Schutz-Gedankens, zu dessen Vorkämpfern S. gehörte. Als vom Ansatz her falsch erkennt er den Versuch, ein Stadtbild durch möglichst unauffällige baugestalterische Anpassung des sich zwangsläufig Verändernden festhalten zu wollen. Als Ergebnis befürchtet er die Aufhebung der Unterschiede von Heute und Gestern in einer „Nichtgegenwart, die Immerwährendgegenwart ausstrahlt“ (S. 95, zit. n. Eduard Führ: *Worin noch niemand war: Heimat. Eine Auseinandersetzung mit einem strapazierten Begriff*. Wiesbaden/Berlin 1985, S. 26), das heißt: demolierte Gegenwart. Als Beispiel verweist er auf „den geschichtslosen Eintopf zu Tode gepflegter Fußgängerzonen“ in den Kleinstädten der Bundesrepublik (S. 7).

Für die Beschwörung von Vergangenheitsbildern der „guten alten Zeit“ durch stadt-bildverpflichtete Anpassungsarchitektur, durch postmoderne Zitarchitektur, Fassaden-erhaltung und -kosmetik oder „Rekonstruktionen“ verlorener, meist kriegszerstörter Kulturdenkmale als Träger solcher Bilder, die allenthalben den denkmalpflegerischen Bemühungen um die Erhaltung der authentischen Substanz den Rang ablaufen, findet Z. mit einem Zitat nach Sören Kierkegaard eine geistvolle Erklärung: „Wiederholung und Erinnerung sind dieselben Bewegungen, nur in entgegengesetzter Richtung, denn was da erinnert wird, ist gewesen, wird nach rückwärts wiederholt, wohingegen die eigentliche Wiederholung nach vorwärts erinnert, deshalb macht die Wiederholung, wenn sie möglich ist, einen Menschen glücklich, während ihn die Erinnerung unglücklich macht.“ (S. 50, zit. n. S. Kierkegaard: *Die Wiederholung*, 1843, Hrsg. L. Richter, Frankfurt a. M. 1984). Z. abstrahiert diese beiden Einstellungen gegenüber dem Vergangenen zu „kumulativer und stationärer Geschichtsauffassung“. Während die kumulative in einer überlieferten Situation die „Dynamik historischer Abläufe“ erinnernd

erkenne, biete die Wiederholung keinen Erkenntniswert (vgl. S. 48—53: „Wiederholungszwang“).

Z. entwickelt seine prinzipiellen Überlegungen, die jedoch immer wieder auf bestimmte Verhältnisse in Salzburg Bezug nehmen, in einer Folge von Essays. Sie stellen einander ergänzend und z. T. überschneidend von unterschiedlichen Ansätzen her das Fragwürdige der „stationären Geschichtsauffassung“ dar und setzen gegen sie den konservatorischen Auftrag der Denkmalpflege ab. Dafür beruft er sich mit ausgiebigen Zitaten auf denkmalpflegerische Positionen, die während der letzten Jahre in den deutschsprachigen Ländern von Denkmalpflegern wie Bacher, Gebeßler, Hajos, Kiesow, Knoepfli oder Mörsch erarbeitet wurden, und weist Ansätze der Kunsthistoriker Paul und Meckseper, das populäre Rekonstruktionsverlagen durch idealistische Kunsttheorie zu begründen, zurück.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, ist jedoch eine kritische Anmerkung nötig. Die beiden Geschichtsauffassungen — ich ziehe „Einstellungen zur Vergangenheit“ vor — werden von Z. wie Grundbegriffe eingeführt und durch das Kierkegaard-Zitat gleichsam am Himmel ewiger philosophischer Wahrheit verankert. Dem muß widersprochen werden. Wolfgang Götz verdanken wir eine eindrucksvolle Übersicht, wann, wo und unter welchen Umständen in der Kunstgeschichte rekonstruiert oder in überlieferten Formen gegen den Zeitstil gebaut wurde (W. Götz: Rekonstruktion oder Kopie vor 1800. Ein ästhetisches, politisches, moralisches Problem — oder eine Selbstverständlichkeit? *Saarbrücker Hefie* Nr. 56, 1984, S. 57—78). Er kommt zu dem Schluß, daß besonders seit der Renaissance „Kopie und Rekonstruktion nicht eine Alternative zur sogenannten 'schöpferischen' Architektur, sondern die Entscheidung für sie ist — als Auswahl von Möglichkeiten, selbst ein schöpferischer Akt“ (Götz, S. 72). Dafür sprechen allein schon die Architekten, die solche Entscheidungen trafen. Freilich, was bis 1800 eine Selbstverständlichkeit war, kann später, entgegen der Auffassung von Götz, keine mehr sein. Um 1800 vollzog sich, wie dem Historiker bekannt ist, ein Epochenbruch, seit dem der Mensch sich selbst, die Welt und die Zeit anders sieht. Der Historismus lehrte „eine neue Methode im erkennenden Umgang mit Vergangenenem, die das Eigenrecht und die tiefe Andersartigkeit des Vergangenen, seine 'Individualität', seine 'Entwicklung', seine wechselseitige Bedingtheit ans Licht stellt und sich dazu der Quellenkritik und des Zugriffs des 'Verstehens' bedient.“ (Thomas Nipperdey: *Deutsche Geschichte 1800—1866*, München 1983, S. 498). Zwar hat es denkmalpflegerisches Tun schon immer gegeben, doch ist die Denkmalpflege als Ausdruck einer Geisteshaltung erst damals entstanden und hat nach und nach ihre theoretischen Grundlagen erarbeitet (vgl. Stephan Tschudi Madsen: *Restoration and Anti-Restoration*, Oslo-Bergen-Tromsø 1976). Sicher ist die konservatorische Denkmalpflege in ihrer Gegenwendung gegen das historistische Restaurierungswesen und die historistische Architektur geschärft worden durch Gedanken, die bei uns im Werkbund und im Bauhaus zum Durchbruch kamen, worauf Götz, Paul und Meckseper hinweisen. Dieser Einfluß hat vor allem eine ethische Kategorie eingeführt, die den Widerstand gegen Rekonstruktion und Nachahmung in der Architektur bis heute heftig emotional auflädt und apodiktisch verhärtet, besonders wenn er von Architekten ausgeht (aber auch bei Z. heizt er die Invektive an). Doch soll man ihn nicht zu hoch einschätzen. Die Tatsache jedenfalls, daß der gestaltungsethische

Rigorismus von Werkbund und Bauhaus heute überholt sind, macht nicht auch die konservatorische Denkmaltheorie obsolet, wie Meckseper annimmt (zuletzt: Cord Meckseper: Sind Architekturrekonstruktionen Baudenkmale?, in: *Umgang mit der Geschichte heute*, Bericht der Landesgruppe Niedersachsen Bremen der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung Nr. 9, Hannover 1987).

Der geistesgeschichtliche Prozeß, in dem die Denkmalpflegetheorie Gestalt angenommen hat, schiebt sich vor alle Versuche, vormoderne Theorien und Einstellungen „postmodern“ zu aktualisieren. Auch die Zerstörungskatastrophe des Zweiten Weltkriegs hat die konservatorische Grundauffassung von Denkmalpflege nicht revisionsbedürftig gemacht. Daß das ungeheure Erlebnis der Verluste den Wunsch nach Wiederherstellung wachrief, gehört wohl in den Bereich menschlicher Ur-Verhaltensweisen. Der Wunsch muß jedoch vierzig Jahre nach der Katastrophe anders beurteilt werden. Das bestätigt Z.'s Essay: „geschmacklose Vergleichsbeispiele“, in dem polnische Denkmalpfleger zitiert werden, die den rekonstruierenden Wiederaufbau kriegszerstörter polnischer Städte nicht als Denkmalpflegeleistung ansehen und die Sorge äußern, daß dadurch das Verständnis von Denkmalpflege in der Öffentlichkeit beeinflußt würde. Diese Sorge erwies sich bei uns erst als begründet, als wir unseren andersartigen Wiederaufbau und unsere Wirtschaftswunderbauwelle hinter uns hatten.

Neben der neueren Denkmalpflegetheorie zieht Z. die seit einiger Zeit von verschiedenen Seiten geführte Diskussion des Heimatbegriffs heran, der für die Denkmalpflege seit der Jahrhundertwende eine wichtige, wenngleich bis heute belastende Rolle gespielt hat. In seinem Essay: „Heimat und Heimatstil“ entkleidet Z. den Begriff, gestützt auf E. Führ (s. o.), der reaktionären „stationären“ Bedeutung: Heimat werde erst im Verlust erfahren als eine in der erinnerten Vergangenheit liegende, nie erfüllbare, auf die Zukunft gerichtete Sehnsucht. Z. folgert daraus: „Die vehement abgelehnte Fremdheit (etwa von Neubauten im vertrauten Lebensraum — Rez.) ist der wichtigste schöpferische Beitrag zur Gestaltung von Heimat, während die Anpassungsarchitektur niemals eine Zukunftsdimension anstrebt, aus der sich die wandelnden, mit der Heimat verknüpften Erlebnisinhalte speisen“ (S. 97).

Das witzige Essay „Die postmoderne Lederhose“ zeigt die Gefahr neuer Heimattümelei im scheinbar bodenständigen Bauen, das sich mit der modischen Postmoderne und der Öko-Welle verbindet.

Sehr beherzigenswert schließlich ist Z.'s Warnung vor traditionellen Begriffen, wie „Stadtbild“ und „Stadtlandschaft“ oder „Denkmallandschaft“, die unwillkürlich fragwürdige Gedankeneinstellungen bewirken. „Die Stadt als Bildvorstellungen verführt zur statischen bzw. stationären Geschichtsauffassung“ (S. 106), während der Landschaftsbegriff in enger Beziehung zum reaktionären Heimatbegriff die Vorstellung von natürlich gewachsener, regenerierbarer Ganzheit suggeriere, die nicht durch rationale Planungsprozesse gestört werden darf. Z. befürchtet: „Ergänzt durch den Landschaftsschutz könnten bald ganze Regionen (wie ein Nationalpark) unter das Kuratel der evolutiven Bewahrung fallen.“ In diesem Sinne ist ihm auch eine „grenzenlose Denkmalbegriffswirksamkeit“, die er in Breuers Gleichsetzung von „Erdbeschreibung und Denkmalkunde“ (Tilman Breuer: Denkmallandschaft. Ein Grenzbegriff und seine

Grenzen. In: *Österreichische Zeitschrift für Kunst und Denkmalpflege* XXXVII, Heft 3/4 1983) erkennt, verdächtig (S. 110—111).

Was Z. vorschwebt, ist einerseits die konsequente Bewahrung des substantiell Überlieferten in seiner Geschichtlichkeit, andererseits da, wo Veränderung gefordert ist, zukunftsbezogene Neugestaltung, freilich unter Berücksichtigung der besonderen Bedingungen des jeweiligen Ortes. Das „schöpferische Eingehen“ auf den „unverwechselbaren Ort“, Z. nennt es „kritischen Regionalismus“ (S. 130—132), erträumt sich allerdings jeder Denkmalpfleger schon lange von seinen Architekten-Partnern. Doch leider gibt es zu wenige, die das können, und zu wenige Bauherren und Kommunalpolitiker, die daran Interesse haben. Das hat Z., wie man liest, in Salzburg ja selber erfahren.

Ich glaube nicht, daß seine Empfehlung, die Denkmalpfleger mögen sich auf das Konservatorische beschränken und die Welt des Gestaltens und Planens den fähigen Architekten überlassen, brauchbar ist. Zwar haben die Denkmalpfleger nicht als *censores* für moderne Architektur aufzutreten oder gar zu versuchen, Architekten die Hand zu führen — deren Hilflosigkeit ist allerdings häufig, besonders, wenn es um Alltagsarchitektur geht, kaum mitanzusehen —, aber die Analyse des historischen Ortes, der geschichtlichen und gestalterischen Rahmenbedingungen, unter denen Architekten an solchen Orten schöpferisch tätig werden sollen, das ist ihr Metier neben dem Konservatorischen. Breuers Denkmalkunde will nichts anderes, als solche Denkmalortbeschreibung sein. Schließlich bedarf es in unserer von Eigennutz nicht freien Welt der Gesetze, damit das Erwünschte eine Chance erhält. Dazu gehört neben dem Schutz für Einzeldenkmale auch der Ensembleschutz und der Schutz der Denkmalnähe. Anders als der Landschaftsschutz begründen sie übrigens nur ein Mitspracherecht der Denkmalpfleger. Angstvorstellungen vom Kuratel der schöpferischen Geister unter Denkmalschutz und Landschaftsschutz sind gemeinhin Propagandamittel derjenigen, die ganz andere Ziele verfolgen als solche, um die Z. ringt.

Anzumerken wäre noch, daß die, wie Z. gesteht, sehr schnell zum Druck gebrachte Streitschrift durch sprachlich gewitzte, zupackende und doch stets begründete Invektive unterhält. Die lockere Folge der Essays wirkt spontan, doch passen dazu nicht die breite Darstellung des Streitfalls und dessen ausführliche Dokumentation einschließlich eines Anhangs verschiedener Stellungnahmen und Meinungen. Manche Salzburgensie ist dem Außenstehenden jedenfalls nicht so wichtig und schwer verständlich. Dem Ortsunkundigen wäre mit einem Plan der Altstadt gedient gewesen, in dem er alle genannten Gebäude und Situationen hätte finden können. Schließlich teilt sich dem Leser mehr, als ihm vielleicht lieb ist, mit, wie sehr Z. in den Streit selbst verstrickt ist.

An wen wendet sich die Streitschrift? Ich glaube nicht, daß sie den eingangs genannten Personenkreis erreichen wird oder gar einen noch größeren Kreis von Salzburgern. Intellektuelle Brillanz ist nicht immer ein didaktischer Vorzug. Aufgeschlossene Architekten und Kunsthistoriker führt sie recht handgreiflich in die gedanklichen Grundlagen moderner Denkmalpflege ein, und für Denkmalpfleger ist die Lektüre kritische und kritisch zu lesende Ermutigung, die sie gerne durch ihre Kollegen von der Kunstgeschichte erwarten.

Johannes Habich